

Gerold Wagner

Curriculum Vitae mit Begleittext

Geboren 5.11.1932 in Arnfels, Südsteiermark

Mein Vater, geb. 1898, entstammt einer kinderreichen k.u.k. Beamten- und Offiziersfamilie, die stets an den Rändern der Monarchie Dienst tat: in Grado bei Triest (damals Österreich) und in Pettau (heute Slowenien). Er diente als Artillerist in den Dolomiten, wurde verwundet und nach Kriegsende nach Restösterreich »repatriiert«. Er wurde – nach Jahren der Arbeitssuche – in den Grenzschutz übernommen, an der steirisch-slowenischen Grenze, der südsteirischen Weinstraße, nahe Arnfels, und in der Grenzstadt Radkersburg.

Meine Mutter, geb. 1907, entstammt einer ebenfalls kinderreichen bayerisch-österreichischen Bauern- und Müllerfamilie im Raume um Burghausen, Oberbayern/Oberösterreich. Um die Familie zu entlasten, führte sie bei einem Onkel, der Notar in Arnfels war, den Haushalt.

1937–1941 Volksschule in Radkersburg

Im März 1938 erfolgte der sogenannte Anschluß Österreichs an Deutschland. Mein Vater wurde in den deutschen Reichsdienst übernommen. Anfang April hielt Hitler in Graz eine Großkundgebung ab, die alle im Rundfunk hörten.

In den ersten Apriltagen des Jahres 1941 war die Stadt Radkersburg Aufmarschgebiet der deutschen Wehrmacht für den Balkanfeldzug, der am 6. April um fünf Uhr früh begann. Einen Monat später starb mein Vater an den Folgen einer Operation.

Nach dem Tod des Vaters zog meine Mutter in die Umgebung von Burghausen, ihrer Heimat.

1941–1951 Volksschule (4. Kl.)
und Gymnasium in Burghausen, Abitur 1951

Burghausen ist eine alte bayerische Herzogsstadt mit einer prachtvollen Altstadt am Fuße der längsten Burganlage der Welt (1 km). Ende des 19. Jh. siedelte sich in der Neustadt ein chemischer Großbetrieb an, die Wacker-Chemie, heute ein weltweit operierender Chemiekonzern. Das Werk produzierte während des Krieges synthetischen Kautschuk (Buna) und synthetisches Benzin aus Karbid, was dementsprechend roch. Schon bald nach dem Krieg begann das Werk mit der Produktion von Silikonen, bei der es heute führend ist. »Der Wacker«, so die landläufige Bezeichnung, war der größte Arbeitsgeber für die Region, was auch vielen Werkstudenten, wie zum Beispiel mir, zugute kam.

Die letzten zwei Schuljahre vor Kriegsende konnte man nicht mehr als Unterricht bezeichnen. Die männlichen Lehrer unter fünfzig waren eingezogen, an ihre Stelle traten reaktivierte Pensionäre und unerfahrene Junglehrerinnen, die wir – Gott sei's geklagt – bis aufs Blut peinigten.

Der Wochenalltag wurde von der Hitlerjugend bestimmt (10–14 Jahre Jungvolk, 14–18 Jahre Hitlerjugend). Er war ausgefüllt von Appellen (vor allem in Braunau, dem Geburtsort des »Führers«), Zeltlagern, Gepäckmärschen, Schießübungen, sportlichen Wettkämpfen und sonstiger vormilitärischer Ausbildung. Dazu kamen die Ernteeinsätze wie Heu- und Getreideernte, Dreschen, Kartoffelernte, Kartoffelsetzen und Kartoffelkäfer-Suchen, die von den Alliierten per Flugzeug abgeworfen worden waren. Am anstrengendsten war die Hopfenernte in der Hallertau, weil die Hopfenzapfen scharfkantig waren und in die Hände schnitten. Im Winter mußten wir in den riesigen Wäldern des Weilhartsforstes Altholz sammeln und den Kriegsgefangenen beim Holzschlägern und Holztransport helfen.

Die Sechzehn- bis Achtzehnjährigen wurden als Flakhelfer eingesetzt, denn zum Schutz des Fabriksareals vor Luftangriffen waren ein Dutzend Flakbatterien aufgestellt. Einer der Flakhelfer

war für kurze Zeit der aus dem nahem Marktl stammende Josef Ratzinger, der spätere Benedikt XVI. Wir Jüngeren beneideten diese »Bevorzugten«.

Es ist kaum glaublich, daß während des ganzen Krieges nicht ein einziger Luftangriff auf dieses Chemiewerk stattfand.

Mit dem Einmarsch der Amerikaner (April 1945) wurden alle Schulen geschlossen und erst wieder im November geöffnet. Wir hatten acht Monate Ferien.

Das Kriegsende brachte einschneidende Veränderungen. Die »Ostmark« wurde wieder Österreich, und ich war auf einmal Ausländer. Die Salzach war wieder Grenze, und diese war für Monate für den Zivilverkehr gesperrt. Zum Grenzübertritt mußte man eine »Identity Card« beantragen und dazu einen elendlangen Fragebogen beantworten. Die neuen Zollbeamten machten uns durch die Kontrollen das Leben schwer, und wir ihnen, indem wir griechische Textausgaben mitführten, die sie jedesmal aufschreiben mußten, was ihnen heiße Köpfe machte. Aber nach und nach beruhigten sich die Gemüter.

Für mich und meine Familie waren die Veränderungen sehr schlimm. Der deutsche Staat hatte meiner Mutter die volle Pension gezahlt, zudem ein Waisengeld für die Kinder, das neue Österreich aber zahlte nach den Dienstjahren, und das war ein Bettel. Mindestpensionen gab es noch nicht, Waisenrente auch nicht, und Frauen fanden im ländlichen Raum so gut wie keine Arbeit. Auch Schulgeld mußte man zahlen, Ausländer, der ich nun war, das Doppelte.

Ich mußte also arbeiten, um Schule und Leben zu ermöglichen. Der einzige Arbeitgeber auf österreichischer Seite war die Castellsche Forstverwaltung, die Arbeit: Roden und Aufforsten. Es war hart, als Dreizehnjähriger mit kräftigen Waldarbeitern mitzuhaltan. Ich war der Erschöpfung nahe; nie habe ich mich mehr nach der Schule gesehnt als damals.

Als sie wieder begann, war – nach acht Monaten Ferien – alles (dürftige) Wissen vergessen. Entsprechend waren die Noten. Es gab weder Schulbücher noch Textausgaben (außer alten Reclam-

texten), also wurde diktiert. Ich fand das vorteilhaft, denn beim Schreiben mußte man jedes Wort »durchkauen«. Diese Art von Texterarbeitung ging bis zum Abitur. So lernte ich neben Dickens' *Pickwick Papers* auch Shakespeare kennen, leider nur in Auszügen, etwa die Rede Portias: »The quality of mercy ist not strained...«. Bei diesen Diktaten spürte ich den Vorteil des Latein, denn der große romanische Anteil in Shakespeares Wortschatz war einem »Altsprachler« leichter verständlich als einem »Neusprachler«.

Am stärksten machte sich das Fehlen von Wörterbüchern bemerkbar; erst nach Jahren druckte der Langenscheidt-Verlag (überholte) Wörterbücher nach.

Meine schon damals vorhandene Bibliomanie brachte mir große Vorteile. Ich klapperte – pietätlos – alle Familien ab, deren Söhne gefallen waren, ob etwa noch alte Schulbücher vorhanden seien. Es war dabei nicht zu vermeiden, die tränenreichen Berichte der Eltern anzuhören, die mich jedesmal erschütterten. Man schenkte mir diese Raritäten, mit der gern erfüllten Bitte, sie in Ehren zu halten. So kam ich zu unglaublichen Schätzen, zum Beispiel einer äußerst seltenen griechischen Grammatik von Johannes Kaiser, die, anders als alle üblichen, auf sprachwissenschaftlicher Grundlage aufgebaut war, womit sie dem Jahre später folgenden großen griechischen Unterrichtswerk des Bayerischen Verlaages Modell stand.

Zufällig besaß der (einzige) Buchhändler in Burghausen die Bibliothek aus dem Nachlaß eines Professors, woraus ich aus finanziellen Gründen leider nur Teile, aber wertvolle, erwerben konnte, etwa das schon lange vergriffene, unersetzliche *Repetitorium der lateinischen Syntax* vom Hermann Menge (stark veränderte Neuauflage erst 2000 durch die WBG), das einbändige *Reallexikon der classischen Altertumswissenschaft* von Friedrich Lübker, ein uraltes Griechisch-Wörterbuch und alte Teubner-Editionen lateinischer und griechischer Klassiker. Was es heißt, eigene Textausgaben zu besitzen, merkt man am deutlichsten während des Studiums, denn die Textausgaben der Universitäts-Bibliothek waren entweder entlehnt oder nur kurz verfügbar.

Erstaunlicherweise meldeten sich schon bald nach Kriegsende neue Verlage mit anspruchsvollen Programmen zu Wort. Im »Österreichischen Verlag für Belletristik und Wissenschaft« erschienen zweisprachige Shakespeare-Ausgaben, exzellent eingeleitet und kommentiert vom Innsbrucker Ordinarius für Anglistik, Dr. Karl Brunner: *Hamlet*, *Romeo and Juliet* und *Othello*. Die Verfasserschaftsfrage war noch kein Thema.

Einem Genie von Vertreter war es offensichtlich gelungen, dem Dorfgreißler diese Shakespeare-Bände und eine Hölderlin-Auswahl aufzuschwatzen, wo sie so lange herumlagen, bis er sie zum Spottpreis abgab.

Forstarbeiten während des Schuljahres kamen nicht mehr in Frage, doch ohne Geld wäre ein Schulbesuch nicht möglich gewesen. Ich mußte mich (bei eigenem dürftigen Wissen) auf Nachhilfe verlegen und hatte das Glück, zwei begüterte Familien mit »pflegebedürftigen« Kindern zu finden. Es blieb nicht bei Latein und Griechisch; wie selbstverständlich kamen andere Fächer dazu. Bald fiel mir auf, daß ich selbst am meisten davon profitierte (was Seneca bestätigt: durch Lehren lernen wir). Es war »bezahltes Lernen«; ich verdiente bis zu drei Mark am Tag und fühlte mich als kleiner Croesus. Der angenehme Nebeneffekt war, daß ich meine eigenen Hausaufgaben wie nebenbei erledigen und dem Unterricht mit größerem Verständnis folgen konnte. So kamen auch die eigenen Zensuren wieder in den grünen Bereich.

Das Unterrichten »aus Not« wurde in meinen weiteren Leben zur Passion, die ich – genaugenommen – bis heute nicht abgelegt habe. Das ständige Wiederholen des Stoffes aller Schulstufen verschaffte mir eine Sicherheit, von der ich das ganzes Leben gezehrt habe.

Der Unterrichtsstoff wurde von Jahr zu Jahr spannender und interessanter, besonders in der neunten Klasse. Vererbung, Evolution, Schöpfungsfrage, Sinn und Zweck des Daseins (Sartre!) und die Zukunft Europas erhitzen unsere Gemüter.

In Latein beeindruckten mich Caesars schnörkelloser Stil und seine Fähigkeit, sachlich zu bleiben und doch den Leser zu

manipulieren, in Griechisch die homerischen Epen und die Menschlichkeit des Sokrates.

Ein Abitur in Bayern war 1951 ein Kuriosum: sieben Schriftliche an fünf Tagen: alle Sprachen, Mathematik, Physik und (Bayern!) – Religion. Die Themenstellung erfolgte zentral, nicht einmal den Lehrern bekannt. Wer einen bestimmten Notendurchschnitt erreicht hatte, war von der Mündlichen befreit. Schön!

Eine Woche später begann ich als Werkstudent in der Wacker-Chemie, durch besonderes Entgegenkommen in der Werksbücherei. Ich fühlte mich wie im Paradies: vierzigtausend Bände, aus allen Wissensbereichen. Die Ernüchterung folgte bald: sie mußten mit einer neuen, durchsichtigen Folie (aus eigener Produktion) eingebunden und dazu ebenso viele Karteikarten neu geschrieben werden. Das alles neben der Bücherausgabe, -rücknahme und dem Wieder-Einordnen. Das Werk konnte es sich leisten, ständig Neuerscheinungen zu kaufen; interessante mußten in der Arbeitszeitung vorgestellt und besprochen werden, so etwa die eben erschienenen *Welten im Zusammenstoß* von Immanuel Velikovsky, von dem ich (damals) begeistert war.

Das neue literarische Leben in Deutschland machte sich bemerkbar, Heinrich Böll meldete sich zu Wort, Ingeborg Bachmann, Walter Jens, Siegfried Lenz und viele andere. Für heiße Debatten sorgten George Orwells *Die Farm der Tiere* und vor allem sein »1984«. *Big Brother* wurde zum Schlagwort. Diese Art der Überwachung hielten wir alle für eine Utopie, ohne zu ahnen, daß sechzig Jahre später die NSA alles in den Schatten stellen werde.

Der Verlag Heimeran setzte seine zweisprachigen Tusculum-Ausgaben fort und druckte ältere nach, auf schlechtem Papier und schlecht gebunden, aber besser als nichts, zum Beispiel *Plautus, Komödien* und *Tacitus, Germania*, damals aber noch nicht kommentiert. Es erschienen die ersten populärwissenschaftlichen Bücher, die zeigten, daß es »mehr Dinge im Himmel und auf Erden gibt, als unsere Schulweisheit sich träumt«. Äußerst verdienstvoll auf diesem Gebiet war der Verlag des Druckhauses Tempelhof mit seiner Reihe »Du und ...«, für die er bekannte Forscher gewann:

Friedrich Herzfeld, *Du und die Musik*, Bruno Bürgel, *Du und das Weltall*, Karl von Frisch, *Du und das Leben* (noch ohne Kenntnis der Doppelhelix). Ich machte dabei die betrübliche Entdeckung, daß es stets zwanzig oder mehr Jahre dauerte (ich nannte es das »geistige Trägheitsgesetz«), bis die neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisse sich in den Schulbüchern niederschlugen.

Da die meisten Verlage ihre Lagerbestände und Druckplatten verloren hatten, die Druckereien zerstört oder demontiert waren, waren wissenschaftliche Werke aller Art nicht mehr erhältlich und konnten auch nicht mehr nachgedruckt werden; die Bestände der Antiquariate waren nicht bekannt. Da gründeten Tübinger Professoren 1950 die *Wissenschaftliche Buchgemeinschaft* (ab 1955 *Buchgesellschaft*), mit dem erklärten Ziel, die im Weltkrieg verlorengegangene Fachliteratur nachzudrucken, allerdings nur auf Subskriptionsbasis. Eine hervorragende Idee war die die »Billige (später *Besondere*) *Wissenschaftliche Reihe*«, in der etwa vier Bände aus verschiedenen Bereichen zu einem extrem günstigen Preis angeboten wurden. Es waren Kostbarkeiten darunter, zum Beispiel ein Band mit dem Titel »Bücher, die die Welt verändern«, ein Buch über die bedeutendsten Bücher seit Erfindung des Buchdrucks.

Ab 1960 wurden auch Neuerscheinungen in das Programm aufgenommen. Wie viele andere verdanke auch ich ihr einen Großteil der Fachliteratur, etwa die auf über vierzig Bände berechnete kommentierte Aristoteles-Neuübersetzung, die bis heute noch nicht vollendet ist. Als die WBG ab 2002 diese Mißgeburt von »Neuer Orthographie« verwendete (trotz des Protestes vieler Mitglieder), versagte ich ihr die Gefolgschaft. Ich konnte »seit Langem die Missstände der lahm gelegten Schänke« nicht mehr ertragen.

Ich habe selten so viel unfreiwillig gelesen (fast nur in den Nächten), aber auch selten so viel Neues und Lehrreiches. Ich durfte auch Kaufvorschläge machen: *Hermann Bengtson, Griechische Geschichte* (ein Standardwerk!) oder *Eduard Stemplinger, Horaz in der Lederhos'n* (eine sprachliche Meisterleistung). Den lasen auch Nicht-Philologen. Stemplinger war ein bekannter klassischer Phi-

lologe mit einem breiten Wissensspektrum, hatte zum Beispiel über *Antike Technik* und *Das Plagiat in der griechischen Literatur* geschrieben und 1934 bei Heimeran einen (unerreichten) *Griechisch-Lateinischen Literaturführer, Von den Anfängen bis heute* herausgegeben, der von immenser Literaturkenntnis zeugt. Da er im nur 60 km entfernten Rosenheim wohnte, besuchte ich den 81-jährigen einmal am Wochenende. Er erzählte mir viele Stunden aus seinem Leben, erkundigte sich angelegentlich nach seinen Burghauser Kollegen und sprach mich stets als *adulescentulus* – Bürschlein – an. Er wurde vierundneunzig Jahre alt.

Zwei Bücher, Ludwig Curtius, *Deutsche und antike Welt, Lebenserinnerungen*, und C. W. Ceram (Anagramm von Marek), *Götter, Gräber und Gelehrte* (bereits 7. Auflage) beeindruckten mich sehr.

Curtius war ein so universal gebildeter Mensch, daß ihm sein Lehrer, der Archäologe Adolf Furtwängler, 1899 die Erziehung seines dreizehnjährigen Sohnes Wilhelm, der später einer der eigenwilligsten Dirigenten wurde, übertrug.

In kurzem Zeitraum erschienen viele, zum Teil umwälzende Arbeiten: *Bertrand Russell, Philosophie des Abendlandes*, eine sehr persönliche und emotionale Sicht der gesamten Philosophie, ungemein spannend geschrieben (mit einer sehr kritischen Betrachtung der Logik des Aristoteles; mit seiner eigenen mathematischen Prädikatenlogik hatte er aber auch Probleme). Hitzige Debatten löste später seine Streitschrift *Warum ich kein Christ bin* aus. Von Churchills *Der Zweite Weltkrieg* erschienen die letzten Bände, auch auf deutsch, die ihm mehr und mehr zur Rechtfertigung seiner Bündnispolitik mit Stalin gerieten. 1953 erhielt er dafür den Nobelpreis, aber für Literatur, was niemand verstand.

Der Rowohlt Verlag machte mit seinen neuartigen Rotationsromanen (rororo, zum Preis von einer Mark) Furore. Sie erschienen zuerst im unhandlichen Zeitungsformat und erst ab 1950 im kleinen Oktavformat. Unter den Autoren waren Kurt Tucholsky, Graham Greene, William Faulkner, J. P. Sartre – und Arno Schmidt. Ab 1955 erschienen auch Sachbücher.

Ein Füllhorn für mich war, daß die Bücherei laufend Bände

ausschied, nicht nur die zerlesenen, sondern auch ungelesene wie *Die Vorsokratiker* oder *Pindars Oden* oder »belastete« aus der NS-Zeit wie Sven Hedin oder Martin Heidegger. Da ich alles dankend annahm, war ich fortan der »Büchernarr«. Als segensreich empfand ich auch, durch die Verlagsanzeigen und vor allem durch das *Börsenblatt des deutschen Buchhandels* über die gesamte Buchproduktion ständig auf dem laufenden zu sein, was mir beim Studium sehr zunutze kam.

Einen unauslöschlichen Eindruck hinterließ bei mir ein Werk, das mich heute noch begeistert: *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter* von Ernst Robert Curtius (nicht verwandt mit Ludwig Curtius). Im Kapitel *Das Buch als Symbol* kommt der Verfasser auf Shakespeares Bibliophilie und vor allem seine Liebe zu *kostbaren* Einbänden zu sprechen. Dabei nimmt er auch Anstoß an der damaligen Shakespeare-Kritik, die ihn (Shakespeare) nur als Stückschreiber, nicht aber als Dichter gelten lassen wollte. Curtius fragt provokant: Wie paßt das zu dem rhetorischen Prunk seiner Poesie? In einer Fußnote äußert er sogar Zweifel an dem Stratford: »Was man über das Leben des Schauspielers Shakespeare und besonders über seine letzten Jahre weiß, enthüllt peinliche und kleinliche Züge und widerspricht diesem Bilde durchaus«. Hier begegnete ich zum erstenmal dem Zweifel an dem Mann aus Stratford, verfolgte diesen aber nicht weiter, denn der Earl of Oxford war noch nicht im Gespräch, und der immer wieder vorgeschlagene Bacon schien völlig ungeeignet.

Der finanzielle Gewinn der Werksarbeit war gering (bei 90 Pfennig pro Stunde und nur zwei Monate Verdienst), aber der geistige groß.

Schwierig war die Wahl des Studienortes. München, mein Herzenswunsch (dort lehrten Hans Rubenbauer, J. B. Hofmann, Friedrich Klingner, Ferdinand Sommer und andere Kapazitäten) schied aus; es war völlig zerstört, hatte einen riesigen Wohnungsmangel und war sehr teuer (dazu doppelte Studiengebühren für Ausländer); Wien lag in der sowjetischen Besatzungszone und Innsbruck war zu weit. Also blieb nur Graz.

1951 – 1956 Universität Graz

Studium der Klassischen Philologie, Archäologie,
Vergleichenden Sprachwissenschaft und Germanistik

Dort war ich vollkommen fremd, die Situation trist: wenig Geld, miese Unterkunft, wenig Platz zum Arbeiten, keine Freunde und keine Schüler. Ohne Mundpropaganda ist da nichts zu machen. Nur langsam kam ich über Vermittlung der Hochschülerschaft an – für mich lebensnotwendige – Schüler.

Bei den Vorlesungen gerät man meist mitten in eine logisch oder chronologisch aufgebaute Folge, die man ohne Vorkenntnis schwer versteht. Wie das aufholen? Die eigenen Bücher nicht greifbar, die der Universitätsbibliothek entlehnt oder nicht entlehnbar. Ein Schock.

Erst im zweiten Semester wird die Situation besser. Doch die finanziellen Sorgen blieben, da alles teurer ist als gedacht.

Der finanzielle Rettungsanker blieb bis zum Studienende meine Arbeit als Werkstudent, Gottlob meistens in der Werksbücherei, doch manchmal auch in der Verladeabteilung oder am Karbidofen, beides schweißtreibend und Knochenarbeit.

Wie hilfreich eine solide Kenntnis des Griechischen ist, zeigte sich immer wieder, in den Vorlesungen und den Seminaren: ohne Kenntnis der entsprechenden Quellen (Herodot und Thukydides) ist Alte Geschichte undenkbar; in der Archäologie benötigt man ständig die akribischen Werkbeschreibungen des Pausanias, des »Baedekers« der Antike. Unbezahlbar war Griechisch aber in der vergleichenden Sprachwissenschaft, weil in der Kette der Etymologien das Griechische ein wichtiges, wenn nicht das wichtigste Glied war. Wer aber diese Sprache nur in einem »Schnellsiedekurs« erlernt hatte, ohne die Wortwurzeln und Wortfamilien zu kennen, der hatte natürlich seine liebe Not. Das gleiche Bild bei den Stil- und Grammatikübungen und nicht weniger bei den altsächsischen und gotischen Texten in der Germanistik. Viele gaben nur deswegen auf. Die etymologische Spur eines Wortes vom Indogermanischen über das Griechische, Lateinische, Germanische (und andere

Sprachen) bis ins Neuhochdeutsche zu verfolgen war eine Spezialität des Germanisten Dr. Leo Jutz, der übergücklich war, wenn jemand Griechisch konnte.

Das Problem an einer so kleinen Universität wie Graz war, daß jedes Fach mit nur *einem* Lehrstuhl besetzt war und daß es somit keine Wahlmöglichkeit. Man mußte deswegen die persönlichen Vorlieben eines jeden Ordinarius in Kauf nehmen; der Latinist war Patristiker und Byzantinist, der Gräzist Papyrologe (was mir aber sehr zusagte) und auch Byzantinist.

1952 machte die Meldung von einer wissenschaftlichen Sensation die Runde: der Entzifferung der kretischen Silbenschrift, vom Archäologen Arthur Evans Linear B genannt, durch den englischen Architekten und Hobby-Sprachwissenschaftler Michael Ventris. Leider enthielten die etwa handtellergroßen Tontäfelchen so gut wie keine Sätze, sondern nur einzelne Wörter, Notizen der Palastverwaltung. Im Gegensatz zu allen »Experten«, die eine nicht-griechische Sprache »für absolut sicher« angenommen hatten, bewies Ventris, daß die zugrundeliegende Sprache das mykenische Griechisch war, das sich somit als fünfhundert Jahre älter erwies als das homerische Griechisch. Sie löste Zustimmung bei allen Unbefangenen aus, schärfste Ablehnung aber, sogar Spott und Hohn bei denen, die sich schon jahrzehntelang erfolglos mit der Entzifferung abgemüht hatte, denn ihre (unbewiesenen) Vermutungen waren dadurch mit einem Strich zunichte gemacht. Sie wollten nicht einsehen, daß diese neunzig Silbenzeichen (nach dem Muster ba, be, bi, bo bu etc.) für einen völlig anderen Sprachtypus geschaffen worden waren als für das vokalreiche, indogermanische Griechisch. Linear B war eine Silben-, keine Buchstabenschrift; daher gab es (und gibt es noch immer) Schwierigkeiten, mit der Lesung, nicht der Entzifferung. Zudem war das Mykenische ein Dialekt, nicht »das Griechisch schlechthin«, und tausend Jahre älter als das Griechisch Platons. Und man stand ja erst am Anfang! Die Entzifferungsgegner beckmesserten, wo sie nur konnten, warfen der Schrift einserseits eine »monströse Orthographie« vor (nicht monströser als heute griechisch Zaltsmpourk für Salzburg), andererseits

eine doppelte Verwendung einiger Silbenzeichen als Schriftzeichen *und* als Ideogramme, was ja genau den Zweck hat, die Mehrdeutigkeit der Schreibung zu entschärfen.

Ja, was hatten die »Experten« nicht alles angenommen: Hethitisch, Sumerisch, Etruskisch, ja sogar Baskisch! Viele angesehene Forscher wie Günther Klaffenbach oder A. J. Beattie und noch andere blamierten sich mit dieser apodiktischen Ablehnung unsterblich. Es ist immer bitter, die eigene Erfolglosigkeit einzugestehen.

1956–1957 wissenschaftliche Hilfskraft am Institut
für klassische Philologie
1957–1959 Hauslehrer bei einer Industriellenfamilie

Das finanzielle Problem wurde immer drückender; meine Mittel reichten gerade mal für das billigste Menü in der Mensa. Ein geselliges Studentenleben gleich null. Ich nahm daher eine Stelle am Institut als wissenschaftliche Hilfskraft an, in der Hoffnung, mich dort einigermaßen ungestört auf die Prüfungen vorbereiten zu können. Aber ich täuschte mich; die Bezahlung war ein Bettel, ich selbst nur ein besserer Laufbursche. Zudem hatte ich mich bewegen lassen, an einer Neuübersetzung der Patristiker und byzantinischen Geschichtsschreiber mitzuarbeiten; beides vergeudete und unbezahlte Mühe und Zeit, denn beide Vorhaben wurden nach wenigen Editionen eingestellt.

1956, in dieser vergeudeten Zeit als Hilfskraft, ereignete sich das, was man einen glücklichen Zufall nennt. Zu den Seminaren in Griechisch erschien ein bereits bestallter Gymnasialprofessor für Latein und Englisch, der infolge des Kriegsdienstes die Prüfungen in Griechisch nicht abschließen konnte und dies nun nachholen wollte: Dr. Ernst Doblhofer. Ich spürte sein eminentes Interesse an alten Schriften und Sprachen, und wir unterhielten uns ausführlich darüber. Ein weiterer Zufall fügte es, daß meine spätere Frau seine Schülerin im Gymnasium war und daß eine meiner Kolleginnen seine Frau wurde. Die Krone des Zufalls war aber, daß wir einige

Jahre später im selben Hochhaus wohnten. Was ihn mir so teuer machte, war seine »Liebe zum Wort«. Der Streit um die Entzifferung von Linear B regte ihn zu einer umfassenden Darstellung *aller* gelösten und ungelösten Entzifferungen an, die zuerst unter dem Bibelwort *Zeichen und Wunder* erschien, später, bei Reclam, unter dem Titel *Die Entzifferung alter Schriften und Sprachen*. Ein großes Kapitel widmete er der Entzifferung des Hethitischen. Dieses mit Leidenschaft geschriebene Werk gilt bis heute in Fachkreisen als beste Einführung in die Problematik und wurde in neun Sprachen übersetzt. Leider erlebte er die sensationellen Lesungen des Hethitologen Frank Starke nicht mehr. Seine persönliche Widmung gehört zu meinen Schätzen.

Der Oldenbourg Verlag betraute ihn deswegen mit der Übersetzung des aufsehenerregenden Werkes von T. B. L. Webster, *From Mycenae to Homer*, dessen Untertitel *Die Anfänge griechischer Kunst und Dichtung im Lichte von Linear B* fast schon eine Inhaltsangabe war. Dieses Buch war eine kühne Vision, die erst Jahrzehnte später bestätigt wurde.

Dr. Doblhofer wurde mir in der Folge ein lieber Kollege, Freund und Mentor. Er erhielt 1971 (nach Erich Burck) den Lehrstuhl für Latinistik an der Christian-Albrechts-Universität in Kiel, den bis zu seiner Emeritierung 1984 innehatte.

Um dem lebensbedrohenden Geldmangel zu entgehen, nahm ich 1957 eine Stelle als Hauslehrer bei einer Industriellenfamilie an, wo ich hoffte, mehr Sicherheit und mehr Zeit für meine Prüfungsvorbereitungen zu haben. Unterbringung und Verpflegung wären ja gut gewesen, aber man nützte mich schamlos aus. Nur durch die Hilfe meiner künftigen Schwiegereltern überstand ich die Zeit bis zur Lehramtsprüfung 1960.

1960 Schuldienst als Vertragslehrer,
1965 Ernennung zum Professor

Der Lehrermangel war damals so groß, daß ich, obwohl nur Probelehrer, sogleich an drei Schulen unterrichten mußte, an zwei

Tagesschulen und am Abendgymnasium, Anfänger- und Maturaklassen. Besonders das Abendgymnasium, wo so mancher »Schüler« älter war als der Lehrer, war eine große Herausforderung, denn da wurden oft kluge Fragen gestellt, deren Beantwortung einem Greenhorn wie mir Kopfzerbrechen bereitete. Hätte ich nicht diese große Erfahrung aus meiner privaten »Lehr«-tätigkeit gehabt, ich wäre verloren gewesen. Ich ersparte mir zudem fast gänzlich die ungemein zeitraubende Vorbereitung auf den Unterricht in so unterschiedlichen Schulstufen.

Am humanistischen Gymnasium fand ich zu meiner größten Freude meinen lieben Kollegen Doblhofer wieder. Er bereitete gerade seine Habilitationsschrift (über Ovid und Horaz) vor und drängte mich, auch die akademische Laufbahn einzuschlagen, was ich auf dem Gebiet der vergleichenden Sprachwissenschaft liebend gerne getan hätte. Die Vorbedingung dazu war aber das Doktorat. Doch wie das schaffen? Starke berufliche Belastung, Privatschüler, Wohnungsprobleme durch Familiengründung und Nachwuchs. Wieder mußten die Nächte herhalten. Daß ich 1967 meine Dissertation (eine Quellenuntersuchung über eine Plutarchschrift) doch fertigstellen konnte (noch ohne Internet, Google und digitale Textverarbeitung), habe ich nur meinem lieben Freund Doblhofer zu verdanken. Ohne seine ständige Aufmunterung und Hilfe mit Rat und Tat hätte ich wahrscheinlich aufgegeben. Leider verlangsamte meine übergroße Gründlichkeit eine schnelle Fertigstellung der Arbeit, was aber andererseits ihrer Qualität und ihrem Umfang zugute kam. Daß uns trotzdem noch Zeit zum Fachsimpeln blieb, grenzt an ein Wunder. Die Verfasserschaftsfrage war noch kein Thema, da die unsinnige Bacondebatte jegliche seriöse Beschäftigung mit diesem Thema blockierte. Aber wir sprachen über Hans Rothes Neuübersetzungen und sein eben erschienenenes Buch *Shakespeare als Provokation*. Unsere Wege trennten sich 1971 durch seine Berufung nach Kiel, leider für immer.

Ab 1960 intensive Beschäftigung mit lateinischer Grammatik, Mykenologie, vergleichender Sprachwissenschaft, der griechischen Bronzezeit, Astronomiegeschichte und Palladio

Um dem Unterricht eine breitere Basis zu geben und den »toten« Sprachen den Geruch der Verstaubtheit und Nutzlosigkeit zu nehmen, war ich ständig bemüht, Querverbindungen aufzuzeigen, denn ich bemerkte auch an so manchem Kollegen eine gewisse Engstirnigkeit und ein dummes Überbewerten der eigenen Fächer (kein Fach hat mehr »Wert« als ein anderes). Wer an einer allgemeinbildenden Schule unterrichtet, sollte zudem – so meine ich heute noch – selbst ein Mindestmaß an Allgemeinbildung und Aufgeschlossenheit für die *universitas litterarum* besitzen, die zu vermitteln unsere Aufgabe ist. Das war mein Credo und danach suchte ich zu handeln, indem ich neue Erkenntnisse, aus welchem Bereich auch immer, im Unterricht verwertete, Querverbindungen aufzeigte und auf wichtige Entdeckungen oder Neuerscheinungen, sei es in Literatur, Musik, Astronomie, Physik oder Biologie, hinwies. Das brachte mir herbe Kritik von Kollegen und Rüffel der Vorgesetzten ein, was sich auch in einer schlechten Qualifikation niederschlug. Ich handelte mir auch sonst den Ruf eines »Rebellen« ein, weil ich mich keiner Partei anschließen und keinem Verein beitreten wollte. Verhaßt waren mir auch alle »-ismen« außer einem: dem Humanismus.

Doch die Akzeptanz durch die Schüler, besonders der erwachsenen, ihre Begeisterungsfähigkeit und Dankbarkeit entschädigten mich dafür reichlich. Wie richtig ich mit meinem pädagogischen Konzept lag, zeigte mir der Brief eines Abiturienten des Abendgymnasium, eines Fotografen, den ich hier als Beweis auszugsweise zitieren möchte:

Verehrter Herr Professor!

Ich möchte Ihnen einfach danke sagen für all das Wissen, die Anregungen und das zeitlose Gedankengut, das Sie mit zwi-

schen den Zeilen von Caesar und Cicero vermittelten ... so nach und nach werde ich die Lateinvokabel vergessen, die ich bis jetzt mühsam erlernt habe; ich werde nach einiger Zeit nicht mehr in der Lage sein, die Adjektiva spontan aufzuzählen, nach denen der Genetiv des Gerunds steht. Was aber in meinem Gedächtnis haften bleiben wird, ist: wie eine Supernova entsteht, die literarische und menschliche Größe Alexander Soltschenizyns, die Bedeutung Mozarts und Giordano Brunos, was eine Ochlokratie ist und was für ein Meisterwerk Bulgakows »Meister und Margarita« ist. Alle diese Dinge, die ich für wahre Bildung halte, werde ich zu kultivieren suchen. ... Ich denke tatsächlich daran, ein Spiegelteleskop anzuschaffen, sobald meine Mittel es erlauben. Sie haben in mir die Begeisterung entfacht, den abendlichen Sternenhimmel mit mehr und tieferem Verständnis zu betrachten, als ich es bisher tat ...«

Dieser junge Mann hatte verstanden, was ich wollte, die bornierten Vorgesetzten nicht. So kam es mir gerade recht, daß die Stadt Graz 1971 dem 400. Geburtstag von Johannes Kepler eine gut dokumentierte Ausstellung widmete, in der die Entwicklung der Weltbilder anhand einprägsamer Exponate übersichtlich dargestellt war. Graz bildete ja eine wichtige Station im Leben dieses bedeutenden Astronomen. Es war beeindruckend und erschütternd zugleich, den dornenreichen Weg dieses Genies zu verfolgen, der als Protestant von dem katholischen Eiferer Erzherzog Ferdinand aus Graz vertrieben worden war. Glück im Unglück war, daß Kepler in Prag auf den fast zeitgleich eingetroffenen Tycho Brahe stieß, dessen langjährige Vermessungen des Mars Kepler zur Annahme elliptischer statt kreisförmiger Planetenbahnen führten.

Anhand dieser illustrativen Weltmodelle konnte ich den Schülern gut die Unterschiede zwischen ideologischer Voreingenommenheit und vernunftbetonter Wissenschaftlichkeit demonstrieren. Die Prinzipien wissenschaftlichen Arbeitens zu vermitteln, das war es, was ich wollte, über das Sachwissen hinaus: sich von nichts anderem leiten zu lassen als von der Vernunft und überprüfbaren

Fakten, unbeeinflusst von jeder Ideologie, nach dem Motto Kants: glaubt nicht, denkt!

Aus meiner weiteren Beschäftigung mit diesen Astronomen entstand eine umfangreiche Dia-Dokumentation, die von Ptolemäus über Kopernikus, Kepler, Galilei bis zu Newton reichte. Bei ihrer Vorführung konnte ich auf die engen Beziehungen zwischen den exakten Wissenschaften und den »toten« Sprachen hinweisen, denn noch Newton schrieb seine *Principia Mathematica* auf Latein.

Eine reiche Foto-Ausbeute brachten mir auch meine vielen Griechenlandreisen; keine Ausgrabung und kein Museum war vor mir sicher. Manche Exponate mußte ich wegen eines unverständlichen Fotografiervorbotes mit einer Minox-Spionagekamera oder einem extrem weitreichenden Zoom-Objektiv aufnehmen, was mir aber großen Spaß machte. Unter den historischen Stätten erregte der knapp vor dem Krieg von Carl Blegen entdeckte und erst lange danach ausgegrabene Palast des Nestor bei Pylos mein größtes Interesse, weil dort mehr und mehr die berühmten Linear B-Täfelchen auftauchten. Nach Form und Inhalt glichen sie vollständig denen, die Arthur Evans schon 1910 in Knossos gefunden, aber nicht veröffentlicht hatte. Sie bewiesen endgültig, daß die Sprache der kretischen Täfelchen das mykenische Griechisch war. Die zunehmende Verständlichkeit dieser Texte brachte grundlegend neue Erkenntnisse, da sich immer deutlicher zeigte, daß die Zerstörung aller mykenischen Paläste und ihrer Macht (außer Athens) durch einen verheerenden Völkersturm der sogenannten »Seevölker« verursacht worden war, der nicht nur Griechenland und Kreta, sondern auch Kleinasien (Troia), das Hethiterreich und den Vorderen Orient erfaßte und erst durch Ramses III. 1190 an den Toren Ägyptens gestoppt werden konnte. Ramses ließ diesen Sieg zu Wasser und zu Lande mit fast fotografischer Genauigkeit auf den Reliefs seines Totentempels in Medinet Habu dokumentieren; dort erscheinen auch die Namen der am Zug beteiligten Völker, führend die Philister, die von Ramses danach in Palästina angesiedelt wurden. Als eine Art Leitfossil bei den Ausgrabungen erwies sich das sogenannte Griffzungenschwert, das

in seiner Verbreitung von Schleswig-Holstein bis nach Ägypten reichte und heute in fast jedem Museum zu finden ist. Dieser Schwerttyp und die Möglichkeit einer genauen zeitlichen Datierung organischer Materialien durch die C14-Methode ließen die gewaltige Ausdehnung dieser Katastrophe, die sich zwischen 1260 und 1190 ereignete und auch Troja betraf, erkennen. Zusätzlich brachten die (seit 1988 währenden) neuen Grabungen in und um Troia durch den Tübinger Prähistoriker Manfred Korfmann wesentliche Erkenntnisse in bezug auf die umstrittene Geschichtlichkeit und die Datierung des »trojanischen Krieges« und auf die Existenz und Ausdehnung der schon lange vermuteten Unterstadt.

Ergänzt und bestätigt wurden diese Erkenntnisse durch Erst- oder Neulesungen der bisher bekannten hethitischen Tontafeln durch den Tübinger Orientalisten Frank Starke; sie zeigten, daß die homerisch Stadt Ilios bzw. Troia mit dem hethitischen Wilusa und Taruisa identisch waren und eindeutig im Machtbereich des hethitischen Großreiches lagen. Aus dem sogenannten »Alaksandu-Vertrag«, einem Bündnisvertrag, geschlossen ca. 1270 v. Chr. zwischen dem hethitischen Großkönig und seinem Vasallen Alaksandu (= gr. Alexandros) von Wilusa (Troia), konnte man schließen, daß der gesamte Mittelmeerraum zu der Zeit bereits von den »Seevölkern« bedroht war und daher die griechischen Stämme (Achaier) zu einem gemeinsamen Kriegszug fern ihrer Heimat nicht mehr in der Lage gewesen wären. Korfmann konnte bestätigen, was Blegen schon angedeutet hatte, daß die letzte Zerstörung Troias (VIIa) von nicht-griechischen Völkern mit einer primitiven, ungrischen Keramik verursacht worden war. Die Grabungsbefunde und die sprachliche Analyse der Ilias durch den Basler Gräzisten Joachim Latacz ergaben ferner, daß es mehrere, über Hunderte von Jahren verteilte »trojanische Kriege« gab, die von der dichterischen Phantasie zu einem einzigen Großereignis zusammengefaßt worden waren (ähnlich der Nibelungensage).

Alle diese Erkenntnisse wurden in unsachlicher, unakademisch gehässiger Weise von dem Althistoriker Frank Kolb bestritten und lächerlich gemacht, was der Troja-Archäologie insgesamt schwe-

ren Schaden zufügte. Kolb war weder vertraut mit dem Hethitischen noch dem mykenischen Griechisch, nicht einmal mit den entscheidenden Grabungsergebnissen, gab aber trotzdem Urteile ex cathedra ab, wie: Troia sei »keine Stadt, sondern eine armselige kleine Siedlung gewesen«.

Man kann in wissenschaftlichen Fragen durchaus anderer Meinung sein (soweit es die Interpretation betrifft), aber die Argumente müssen wissenschaftlich fundiert und überprüfbar, die Argumentation selbst sachlich und frei von persönlicher Gehässigkeit sein, was bei Kolb nicht der Fall war (Korfmann der »Däniken der Archäologie«).

Eine neue Musizierpraxis auf authentischen Instrumenten erweckte in den Siebzigerjahren viele Werke der Renaissance und des Barock zu neuem Leben. Die verbesserten Tonträger (Langspielplatte, CD) ermöglichten es auch preislich, umfangreichere Einspielungen (wie etwa der Bachkantaten) zu erwerben. Bei jeder Gelegenheit spielte ich den Schülern Ausschnitte daraus vor. Großen Eindruck machten dabei die Opern Claudio Monteverdis und Henry Purcells oder die Passionen J. S. Bachs. Ich betrachtete es als großen Erfolg, so manches Vorurteil gegenüber dieser (angeblich) »elitären« Musik beseitigt zu haben. Viele fanden dadurch überhaupt Zugang zu dem, was man (leicht abschätzig) E-Musik nennt. Das wichtigste für mich war, den musikalischen Wert dieser Musik begreiflich zu machen.

Eine lange Gewöhnungsphase benötigte das mit der Barockmusik aufkommende Stimmfach Countertenor. Heute wäre eine Händeloper ohne Altus, wie man jetzt dazu sagt, völlig undenkbar. Aber die Hörgewohnheiten ändern sich eben. Man kann es sich nicht vorstellen, daß nur ein Jahrzehnt vorher die Hauptrolle in Händels *Julius Caesar* noch mit einem Baß statt einem Altus besetzt war und ein für Bruckner gedachtes gigantisches Symphonieorchester ein kleinbesetztes, farbenreiches Barockensemble ersetzte.

Noch etwas gab ich allen Schülern mit auf ihren Lebensweg: eine ständig aktualisierte »Bücherliste« mit fast hundert Titeln, aus *allen* Wissensgebieten, sozusagen der Grundstein einer eigenen

Bibliothek. Heute noch sprechen mich ehemalige Schüler daraufhin an, voll Stolz und Freude, diese Liste an ihre Kinder weitergegeben zu haben – das berühmte »Senfkorn«!

Ein Glücksfall ohnegleichen für die Shakespeare-Rezeption war die Fernsehverfilmung aller Dramen durch die BBC und der Royal Shakespeare Company zwischen 1978 und 1985, stilgerecht inszeniert und besetzt mit dem Besten, was die britische Schauspielkunst zu bieten hatte, z. B. Jon Finch (Heinrich IV.), Anthony Quayle (Falstaff), Helen Mirren (Rosalinde), John Gielgud oder dem »Renegaten« Derek Jacobi (Richard II). Alles jetzt wieder (aber nur auf englisch) in einer DVD-Box erhältlich.

Diese Inszenierungen sind bis heute unerreicht wegen ihrer Werktreue und dem Bemühen, die Intentionen des Dichters umzusetzen, ohne unnötige und dumme »Aktualisierungen«. Nur so, ohne Interpretation mit dem Holzhammer, versteht man, was der Dichter wirklich sagen wollte. Ich kann mich in dieser Hinsicht Peter Stein voll anschließen, wenn er sagt: »Inzwischen kann ja am Theater jeder machen was er will, aber in der ganzen Welt wird das deutsche Regietheater inzwischen verlacht«.

Gleichzeitig mit der BBC-Produktion entstand eine synchronisierte deutsche Fassung durch die Münchner Lingua-Film unter Gert Rabanus. Man kann sie kongenial nennen, denn er engagierte Künstler wie Rolf Boysen, Harald Leipnitz, Wolfgang Kieling, Sigmar Solbach, Klaus Höhne, Holger Hagen, Christine Ostermayer, Cornelia Froboess oder den unvergeßlichen Erich Hallhuber. Alle diese Aufnahmen, auch die nicht synchronisierten, wurden seinerzeit vom deutschen und österreichischen Fernsehen ausgestrahlt. Trotz deren zeitlos künstlerischer Qualität hat es nicht ein einziger deutscher Sender für wert befunden, in einem der beiden »Shakespeare«-Jahren auch nur eine einzige davon zu wiederholen, geschweige denn den ganzen Zyklus, wozu man Zeit und Platz zur Genüge (gehabt) hätte.

Meine lange intensive Beschäftigung mit der lateinischen Sprache ließ im Laufe der Jahre eine Grammatik entstehen, deren Ziel höchste Übersichtlichkeit und Verständlichkeit bei größtmöglicher

Genauigkeit war und die so manche »eingefressene« Irrtümer beseitigte. Sie war leider nur in Kopien im Umlauf, da sich kein Verlag zum Druck bereitfand.

Die sozialistischen Schulreformen der Siebzigerjahre machten dem altsprachlichen Unterricht schwer zu schaffen. Kurz sah es danach aus, als ob Griechisch ganz von der Bildfläche verschwinden und Latein zu einem Wahlfach verkümmern sollte. Die Proteste von Lehrern, Eltern und Schülern verhinderten dann doch das Schlimmste. Die Stundenzahl aber wurde drastisch vermindert, und Latein wurde an allen nicht-humanistischen Gymnasien zum Wahlfach. Da aber die Anforderungen des Faches nicht geringer wurden, hatten die davon betroffenen Schüler wesentlich mehr Schwierigkeiten beim Übersetzen. Die Folge davon war eine verstärkter »Run« auf Latein-Nachhilfe, so daß man sich der Anfragen kaum noch erwehren konnte. Das war zwar lukrativ, aber sehr anstrengend. Eine weitere Schwierigkeit tat sich auf: da viele Studienrichtungen (genaugenommen alle außer den naturwissenschaftlichen) nach wie vor auf Latein als einer unabdingbaren Voraussetzung beharrten, wurden zweisemestrige Vorbereitungskurse eingerichtet, die in dieser kurzen Zeit dasselbe hätten erreichen sollen wie (wenigstens) die vier Jahre der Oberstufe. Wer diese Prüfung nach zwei Semestern nicht bestand, mußte bis zu einem erfolgreichen Abschluß aussetzen. Der Zulauf zu den Nachhilfestunden wurde noch größer und war kaum mehr zu bewältigen. So mußte ich einen regelrechten Gruppenunterricht einrichten und fand doch das Auslangen nicht. Die größten Schwierigkeiten hatten die Medizinstudenten; sie mußten sich zusätzlich zu den Grundkenntnissen in Latein auch solche in Griechisch aneignen, um mit der griechischbasierten oder griechisch-lateinischen Terminologie umgehen zu können.

Die Misere sprach sich bald herum, und so waren nach einigen Jahren die »toten« Sprachen wieder mehr gefragt. Was ideologische Verbohrtheit alles anrichten kann!

1978 Gründung einer privaten »Maturaschule«

Die verfehlte Schulpolitik hatte einen weiteren unerfreulichen Nebeneffekt. Vom Slogan »Bildung für alle« verleitet, besuchten viele ungeeignete, unbegabte oder lernunwillige junge Leute die (neue) Oberstufe der Mittelschulen, auch solche, die nach der (nun verpönten) Hauptschule lieber eine Handwerk erlernt hätten. Sie wurden Schulabbrecher, waren aber für die Berufserlernung zu alt oder dünkten sich dafür zu »fein«. Sie suchten auf eigene Faust die begehrte Reifeprüfung bei der »Externisten-Reifeprüfungskommission« abzulegen. Da dies natürlich nicht funktionieren konnte, versuchten sogenannte »Maturaschulen« dem Übel abzuhelpfen, leider auch ich, was aber auf die Dauer nicht gut ging, denn die Masse der Nichtstuer wurde dadurch weder lernwilliger noch begabter. Trotz anfänglicher Erfolge geriet das Experiment finanziell zur Katastrophe. Der Name »Grazer« Maturaschule brachte mir zudem eine Klage wegen unlauteren Wettbewerbs ein, die zwar abgewiesen wurde, aber viel Ärger verursachte. Das Experiment wurde nach vierzehn mühseligen Jahren mit Verlust beendet.

Zunehmende Stimmbandbeschwerden, die in völliger Heiserkeit endeten, brachten mir Ende der Achtzigerjahre Berufsunfähigkeit und baldige Pensionierung ein. Mit Entsetzen merkte ich, daß für diese typische Lehrerkrankheit die HNO-Ärzte nur vage Ratschläge hatten; eine gezielte Prophylaxe oder Therapie gab es nicht. Ein Lehrer ohne Stimme ist aber wie ein Postbote ohne Füße.

ab 1995 intensive Beschäftigung mit Shakespeare und der Verfasserschaftsfrage

1995 brachte mir mein Sohn Hannes, Anglist und Shakespearekenner, Walter Kliers *Das Shakespeare-Komplott*, das mir schlagartig die Augen öffnete. Das war mein Damaskus. Weitere Nachforschungen brachten mich in Kontakt mit dem Verleger Dr. Uwe Laugwitz, mit dem ich seitdem einen regen Gedankenaustausch unterhalte.

Je mehr Shakespeare ich las und je weiter ich in die Verfasserschaftsfrage eindrang, desto mehr wuchs die Überzeugung, den wahren Autor gefunden zu haben. Es ist vor allem die absolute Inkompatibilität des dokumentierten Lebens Shakespeares mit dem Werk, die seine Verfasserschaft ausschließt. Meine lange Erfahrung bei der Textkritik und Interpretation antiker Texte kam mir dabei sehr zugute, weil man manchmal mit philologischen Mitteln mehr erreichen kann als mit der kühnsten Vermutung. Neben Stil und Wortschatz ist auch das Prinzip der Plausibilität ein wichtiges Kriterium. Und noch etwas wurde mir bewußt: das Blickfeld eines Lesers kann gar nicht weit genug sein, um die umfassende Bildung Shakespeares zu verstehen.

1997 erwarb ich bei einem Urlaub ein altes Dorfhaus im Burgenland, nahe der ungarischen Grenze, das mit viel Liebe, großen Kosten und noch größerer Mühe zu einem Schmuckstück gestaltet wurde. Dort, fernab städtischen Trubels, gedachte ich den Rest meines Lebens ungestört zu verbringen. Leider erfüllte sich mein Wunsch nach idyllischer Ruhe, die ich vorgefunden hatte, nicht, denn eine abwegige Dorfpolitik verwechselte Lebensqualität mit der Betriebsamkeit eines Rummelplatzes.

In meiner ländlichen Abgeschiedenheit ersetzten mir das Internet und meine (inzwischen beachtliche) Bibliothek zum größten Teil die Buchhandlungen und Bibliotheken der Universitätsstadt Graz. Nicht ersetzen kann es mir – zu meinem größten Bedauern – die unermesslichen Schätze einer englischsprachlichen Großbibliothek wie der British Library oder der auf Shakespeare spezialisierten Folger Library.

Plinius der Jüngere schreibt in einem seiner Briefe, daß das Leben eines Menschen sich alle sieben Jahre grundlegend verändern, zum Guten oder zum Schlechten. Letzteres traf bei mir zu. Mit dem siebenundsiebzigsten Lebensjahr ging es bergab, gesundheitlich und finanziell. Schlagartig machten sich mehrere alterstypische Leiden bemerkbar, und die von den amerikanischen Spekulanten ausgelöste Finanzkrise brachte mich nicht nur um meine Ersparnisse, sondern zusätzlich durch einen Fremd-

währungskredit in Schulden, deren Folgen ich bis jetzt noch spüre.

In der Verfasserschaftsfrage, die auf dem besten Weg ist, eine »kopernikanische« Revolution zu werden, verfestigt sich zusehends die oxfordianische These, und zwar durch Hunderte von Puzzleteilchen, die alle nur auf Edward de Vere, 17. Earl of Oxford deuten. Es wäre an der Zeit, einmal alle diese Teilchen für den deutschen Sprachraum übersichtlich zusammenzufassen.

Die etablierte Shakespeare-Philologie sieht auf diese ernstzunehmenden Zweifel und Argumente mit Spott und Hohn herab, in der Überzeugung, die »absolute Wahrheit« zu besitzen. Doch die gibt es in der Wissenschaft nicht, es ist alles immer nur eine Theorie der überzeugendsten Argumente. Und die sprechen für den Earl of Oxford.

Leider wagen viele Ordinarii der Anglistik nicht, ihre Bedenken zu äußern, aus Angst vor Stigmatisierung oder beruflichen Folgen; aber sie sollten nicht vergessen, daß letzten Endes

good reasons must,
of force, give place to better (*Julius Caesar*, IV, iii, 203).

Umso mehr muß man den verlegerischen Mut von Herrn Dr. Laugwitz und seiner Mitstreiter schätzen (darunter auch Kurt Kreiler), ohne den der Oxfordianismus im deutschen Sprachraum so gut wie unbekannt wäre. Er hat dankenswerter Weise viele bedeutende Beiträge und Schriften seriöser Autoren (wie Peter Moore, Robin Fox, Noemi Magri, Jan Cole) den deutschen Stratford-Zweiflern zugänglich gemacht. Ich betrachte es als eine große Ehre, mit ihm zusammenarbeiten zu dürfen.

Was trotzdem kommen muß und einmal kommen wird, ist, daß ein deutscher Anglist von Rang noch zu seinen Lebzeiten den Mut hat, seine Zweifel an dem Mann aus Stratford zu äußern, in der Gewißheit wie der (leider zu früh) verstorbene Hamburger Anglist Dietrich Schwanitz, daß Shakespeare (einmal) seine Maske fallen läßt und zugibt, daß er selbst seine eigene Erfindung ist: ein

Geist wie Hamlets Vater, und daß sein wirklicher Name lautet: Edward de Vere, Earl of Oxford.

Bildungsmöglichkeiten: Deutschland nach 1945 – Stratford um 1570

Man kann einen Vergleich der Bildungsmöglichkeiten zu Shakespeares Zeit und den Nachkriegsjahren anstellen:

Die Situation nach 1945: Wohnungen und Schulen desolat und meist ungeheizt, keine Verkehrsmittel, lange Schulwege, keine Schulbücher, wenig Schreibmaterial, fehlende häusliche Unterstützung (männerlose Haushalte, Frauen in Arbeit), Bibliotheken zerstört oder unzugänglich, das kulturelle Leben am Boden, der allgemeine Bildungsstandard aber gut.

Die einzigen Medien: Zeitungen und Rundfunk. Eine unzerstörte Kleinstadt wie Burghausen fast ein Paradies!

Nicht viel besser muß die Situation um 1570 in Stratford gewesen sein: grundsätzlich keine öffentlichen Bibliotheken, keine Medien, kaum privater Buchbesitz, keine außerschulische Bildungsmöglichkeit, fehlende häusliche Motivation, allgemeiner Bildungsstand sehr niedrig. Es ist daher beim besten Willen nicht vorstellbar, wie sich ein Landjunge angesichts dessen mit Hunderten von literarischen und wissenschaftlichen Werken vertraut machen konnte (von der Erlernung mehrerer lebender Fremdsprachen ganz abgesehen), noch bevor er nach London kam.